

Gedanken eines Tagelöhners über Kunstkritik

Autor(en): **Bovet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750789>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEDANKEN EINES TAGELÖHNERES ÜBER KUNSTKRITIK

Im letzten Hefte hat Herr Dr. Baur zur Verteidigung der zwölften nationalen Kunstausstellung ein kräftiges Wort gesprochen. Darauf erhielt er von verschiedenen Seiten Briefe des Dankes, die mit vollem Namen (und mit guten Namen) unterschrieben sind; anderseits hat mich ein mutiger Anonymus per Postkarte gefragt, warum ich solche „pathologische“ Ergüsse überhaupt gestatte.

Diese Frage soll zuerst kurz erörtert werden; sie hängt mit der schweizerischen „Kultur“ zusammen.

Persönlich denke ich über die Kunstausstellung in Bern und über die „modernsten“ Künstler ziemlich anders als Herr Dr. Baur; diese Meinungsverschiedenheit trübt unsere Freundschaft nicht. Ich weiß, dass Herr Dr. Baur tief künstlerisch empfindet, dass seine Aussprache eine aufrichtige und uneigennützig ist; das genügt mir; wer eine andere Ansicht vertreten will, der kann es in *Wissen und Leben* ruhig tun. *Audiatur et altera pars*. Wir wenden uns an denkende Leser, die sich ihr eigenes Urteil bilden sollen.

Das ist gerade in meinen Augen das Neue und das Gute an *Wissen und Leben*: dass wir diskutieren wollen, und ehrlich unsere Meinungen aussprechen. Aber darin steht unsere „Kultur“ noch weit zurück. Jeder Schweizer will auch in den schwierigsten Gebieten absolut Recht haben; er will nur *die Zeitung* lesen, die gerade seine Meinung vertritt. Seit sieben Jahren habe ich da melancholische Erfahrungen gemacht . . .

In diesem Sinne bedaure ich nicht nur die Zumutung des anonymen Postkartenschreibers, sondern auch die Angriffe des Herrn Dr. Baur gegen die Kunstdebatte im Nationalrat.

In seinem schönen Eifer für die Freiheit der Kunst hat Herr Dr. Baur Dinge zusammengekoppelt, die man im Gegenteil scharf auseinanderhalten sollte. — Seit Jahren zahlt der Bund einen jährlichen Kunstkredit von 100 000 Franken; täte er es nicht, so würde man wohl von Bötien sprechen; nun, er tut es, und damit hat er ein gewisses Recht der Aufsicht erworben; ja wohl, wer Geld

gibt, der hat das Recht, die Verwendung des Geldes zu kontrollieren; die Grenzen dieser Kontrolle sind freilich eine Sache des Taktes . . . , aber das Recht ist da. *Als Behörde* war also der Nationalrat zur Kunstdebatte vollständig befugt; und übrigens haben die feinen Reden des Herrn Bundesrat Calonder bewiesen, dass von einer „offiziellen“ Kunst keine Rede sein soll. Wollen die Künstler noch weiter gehen und die vollste Freiheit genießen, so haben sie ein sicheres Mittel dazu: Verzicht auf den Kunst-kredit.

Nehmen wir an, der Kunstkredit werde gestrichen, so hat der Nationalrat *als Behörde* kein Recht mehr, diese oder jene Kunstrichtung zu verurteilen.

Es behält aber jeder Nationalrat *als Mensch* das Recht, seine Meinung auszusprechen. Und hier muss ich einer andern Übertreibung meines lieben Dr. Baur entgegentreten: er spricht nämlich von „jenen Leuten (das heißt Landesvätern), deren natürliche Neigungen sie zum Verständnis von Kunst ganz und gar ungeeignet machen“. Na, na! Gewiss: unsere Demokratie hat sich allmählich daran gewöhnt, den von ihr geschaffenen Größen, den Politikern, eine Universalkompetenz zuzuschreiben; und die Politiker (sie sind Menschen) haben gerne an diese Fiktion geglaubt; den Herren Professoren geht es nicht viel anders; und vielleicht neigen sogar die Journalisten zu dieser Schwäche . . . Eine Reaktion gegen diese Verherrlichung kann ich nur billigen; sie soll aber nicht in das andere Extrem verfallen. Woher weiß Herr Dr. Baur, dass die „natürlichen Neigungen“ eines Landesvaters ihn zum Verständnis von Kunst ganz und gar ungeeignet machen? Als die Professoren der Universität Zürich es wagten, die Entwürfe Bodmer und Huber abzulehnen, wurden auch sie tüchtig verhöhnt . . . Ließe ich mich durch Einschüchterung bekehren, und würde ich für die modernste Kunst eintreten, so wäre ich schließlich doch noch gescheidt, obschon Professor . . .

Die Versuchung ist groß; ich will's mir überlegen. Oder wäre vielleicht die summarische Verurteilung der Handlanger, Nationalräte, Krämer und Professoren ein schon etwas alter Witz, ein unüberlegtes Schema? Ich weiß genau, dass nicht jeder „Doktor“ ein kluger und gelehrter Kopf ist; analogisch: vielleicht ist auch nicht Jeder der einen Pinsel führt, ein Künstler! Woher

haben die Kunstkritiker das Monopol der künstlerischen Erleuchtung? Und wieso sind sie unter sich so verschiedener Meinungen?

Die Fragezeichen drängen sich auf: mir wird schwindlig. Zum Glück sagt Herr Dr. Baur, er könnte „einen Führer schreiben, dass selbst eidgenössische Räte ihm zu folgen vermöchten, dass sie wenigstens begreifen könnten, was überhaupt die Absichten der Künstler sind, die sie nicht verstehen“. Ich bitte Sie, lieber Herr Doktor, im Namen unserer langen Mitarbeit, steigen Sie sogar bis zu den Professoren hinunter, und schreiben Sie den ersehnten Führer, der mir die Nummern 15, 18, 23, 268, 293 (und viele andern noch) erklären soll!

Die Bilder in Bern sind schlecht gehängt, die Räume zu klein, das ist sicher; daran haben wir, das Publikum, keine Schuld. Der Eindruck, den ein erster, anderthalbstündiger Besuch in mir hervorrief, stimmt ungefähr überein (ich sage es ohne Eitelkeit) mit dem Eindruck des tüchtigen Kritikers Simonet: Verwirrung und Langweile; von Empörung, keine Spur; nein, leider nur Langweile. Hodlers *Unanimité* war mir eine Enttäuschung; im Bilde für Jena hatte es Hodler verstanden, mit wenigen Figuren den Eindruck einer Massenbewegung zu geben; in der *Unanimité* sehe ich in der Masse nur einzelne, schon sehr bekannte Motive. Die Kubisten? ach, wie sind die schon veraltet! Die paar guten Sachen werden von der pretenziösen Nachbarschaft erdrückt. Ein zweiter Besuch wird vielleicht den ersten Eindruck korrigieren; bis jetzt habe ich das Gefühl der Anarchie, derselben Anarchie die ich auch auf anderen Gebieten feststelle.

Anarchie kann ja auch ganz interessant sein, als ein Moment in der Entwicklung; sie enthält oft die Keime einer schönen Zukunft; und im Übrigen darf man die Kunst eines Landes nicht auf Grund der sehr unvollständigen Ausstellung *eines* Jahres beurteilen; warten wir also ruhig ab; man verlange jedoch nicht von uns, Handlangern und Professoren, eine feurige Begeisterung. Gerade in der Landesausstellung findet ja unsere Begeisterung anderswo Stoff genug; und das ist wohl für die noch suchenden Künstler der unglücklichste Umstand gewesen: dass sie die Resultate ihres ehrlichen, aber noch unsicheren Ringens in einem Milieu ausstellen mussten, wo das Schweizervolk her-

vorragende Werke ganz anderer Art bewundern kann. An diesem Umstand sind die Künstler ebenso unschuldig wie das Schweizervolk; es ist aber so, und Vieles erklärt sich aus diesem ungewollten Kontrast. Und endlich: hätte uns Herr Dr. Baur doch einen Führer geschenkt!

ZÜRICH

E. BOVET



MUSS MAN SICH SCHÄMEN?

KUNSTGEDANKEN EINES VOLLSTÄNDIGEN LAIEN

VORBEMERKUNG DER REDAKTION. Wir gaben diesen „Kunstgedanken“ eines alten geschätzten Mitarbeiters Raum, weil sie uns kennzeichnend für die Urteilsart eines Gebildeten schienen, der der Kunst fern steht. Es ist daraus viel zu lernen. Einmal, dass ein Künstler durch äußere Anlehnung an die „Lieblinge des deutschen Hauses“ und durch jene Korrektheit, die jeder Akademieschützer besitzt, leicht über innere Leere hinwegtäuschen kann. (Was ihm zwar nichts nützt, weil der Kenner, der lange an einem Bild haben will, keines kauft, dessen Inhalt er in zehn Sekunden ausgeschöpft hat.) Und zweitens geht aus dem Aufsatz klar hervor, warum der Abgrund zwischen Künstlern, Sammlern und Kritikern einerseits und dem Laien, der sich jährlich oder monatlich oder wöchentlich eine halbe Stunde mit Kunstfragen befasst, so schwer zu überbrücken ist. Aber das herauszufinden, müssen wir wirklich dem Leser überlassen.

Wer sich zuletzt schämen muss, schämt sich vielleicht am gründlichsten.

* * *

„*Man muss sich schämen, ein Schweizer zu sein,*“ so schloss letztes Jahr ein Zürcher Rechtsanwalt mir gegenüber seinen Bericht über die Ausstellung im Münchener Glaspalast. Fast wörtlich gleich drückte sich kürzlich im Gespräche über den gleichen Gegenstand ein schweizerischer Industrieller aus.

„*Ich habe mich geschämt, ein Schweizer zu sein,*“ sagte mir neulich ein Davoser Arzt, der seine Eindrücke über die Kunstausstellung in Rom, über die Pariser Salons der letzten Jahre, und über Aufenthalte in Wien und Berlin zusammenfassen wollte.

„*Muss man sich nicht schämen, ein Schweizer zu sein?*“ so urteilte gesprächsweise ein Pflanzer aus Sumatra, der nach fünf-